



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jacobi, Hans: Weimar in den Tagen des Erfurter Fürstenkongresses 1808

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

werden zu können. Die gewaltigen Schwierigkeiten, die mit Operationen nach Montenegro verbunden sind — die Kriege der Türkei gegen Montenegro bieten hierfür klassische Belege —, werden durch die zahlreichen, in einem Manövrierterrain belanglosen, aber im Karstgelände bedeutsamen Befestigungen wesentlich erhöht. Der montenegrinischen Regierung soll es überdies gelungen sein, in jüngster Zeit einen großen Teil der veralteten Armierung zu modernisieren und die wichtigsten Werke mit mittlern Geschützen und zum Teile auch mit schweren Kalibern auszurüsten.



Weimar in den Tagen des Erfurter Fürstenkongresses 1808

Von Hans Jacobi

2



ür den auf die Jagd zu Ettersburg folgenden Besuch der kaiserlichen Gäste in Weimar hatte das Herzogliche Polizeikollegium im Wochenblatt bekannt gemacht: „Der hiesigen Stadt wird das Glück zuteil, denen erhabensten Monarchen einen Tag zum Aufenthalt zu dienen. Man ist überzeugt, daß die sämtlichen Bewohner der Stadt sich beeifern werden, die Thron kaiserlichen Majestäten schuldige Verehrung auf eine ihrer selbst würdige Weise zu bezeigen. Ruhe, Ordnung und Vermeidung aller Störung des gemeinsamen Vergnügens sind die ersten Pflichten eines guten, gesitteten Bürgers.“ Das ist eine ganz verständige und maßvolle Sprache. Beim Einzug läuteten die Glocken, am Jakobstor begrüßte der Magistrat — von einer besondern Ansprache verlautet nichts — die Kaiser; die Bürgerchaft mit ihren Gildefahnen und das herzogliche Militär bildeten Spalier, über den Karlsplatz und die Esplanade ging der Zug in das Schloß, wo die Herzogin die Gäste empfing. Sie fand, wie sie an ihren Bruder schreibt, Napoleon magerer geworden, aber das stehe ihm gut, er sei nicht mehr so aufgedunsen und stecke nicht mehr so in den Schultern drin. „Der Kaiser immer gütig und mild gegen uns, war es auch bei dieser Gelegenheit“ — der Kaiser ist nämlich Alexander —, Napoleon dagegen wird bezeichnenderweise ohne Titel genannt — „Napoleon hatte nicht gerade das Aussehen guter Laune, gab sich aber doch sehr viel Mühe, freundlich zu sein.“ Das schreibt auch die Hofdame der Prinzess Karoline, Henriette von Knebel, an ihren Bruder in Jena. „Hier war Napoleon sehr freundlich. Gleich wie er ins Zimmer trat, entschuldigte er sich wegen seines schmutzigen Jagdanzugs, ging auch bald in sein Zimmer — die Herzogin hatte ihm ihre Wohnung einräumen müssen, was ihr gar nicht angenehm war —, und ehe wirs uns versahen, war er schön, doch einfach gekleidet wieder da. Ich hörte, daß er der Herzogin gleich dasselbe Propos hielt, was er dem Herzog schon

gesagt hatte: Sie haben hier also den Schlüssel Thüringens. Überhaupt soll er sich oft wiederholen.“

Der Situationsplan für die nun folgende kaiserliche Tafel im gewöhnlichen Speisesaal ist in dem „Prachtwerk“ und dem Jurierbuch aufbewahrt. In der Mitte des Halbrundes saßen rechts Alexander und links Napoleon, auf dessen Seite weiter die Herzogin, der König von Bayern, Prinzess Karoline, der König von Sachsen, der Fürstprimas, Prinz von Benevent, der Erbprinz von Schwerein und Karl August. Auf Alexanders Seite die Königin von Westfalen — diese wohnte im Wittumspalais — der König von Württemberg, König Jérôme, Großfürst Konstantin (diese beiden waren aber wegen Unpäßlichkeit in Erfurt geblieben), Prinz Wilhelm von Preußen, der Bruder des Königs, der Herzog von Oldenburg, Fürst Neuschätel und der Erbprinz Karl Friedrich. Die Herzogin von Württemberg, eine Verwandte Kaiser Alexanders, die als Gast in Weimar war, hatte Napoleon, wie Müßling berichtet, an dieser Tafel, an der doch seine Prinzen von Neuschätel und Benevent saßen, ihres Ranges wegen nicht zulassen wollen, sie mußte sich krank melden. Karl August hatte sich ihre Ausschließung nicht gefallen lassen wollen, Alexander aber riet zu friedfertigem Nachgeben. An der Marichallstafel saßen unter zweiundsechzig Personen auch Goethe und Voigt und — wie als Kuriosität angemerkt sei — unter dem Gefolge des württembergischen Königs ein Mann des Namens, den der große Schlachtendenker trug, der des dritten Napoleons Sturz bei Sedan herbeigeführt hat, ein Herr von Moltke. Überhaupt speisten im Schloß 550 Personen. Das Konzert wurde wegen Zeitmangels abgesagt. Um sieben Uhr ging durch die festlich erleuchteten Straßen ins Theater. Zwischen Schloß und Bibliothek war aus Holz ein 60 Fuß hoher prächtiger Obelisk in klassisch schönen Formen errichtet — ebenfalls im Prachtwerk abgebildet — und glänzend illuminiert. Eine lateinische Inschrift dafür hatte Minister von Voigt verfaßt. Diese war aber noch nicht angebracht. Mit ihr soll das Ganze, hieß es, als bleibendes Monument in Stein ausgeführt werden. Im Theater saßen im Parkett die Kaiser auf Thronesseln, die Könige und Fürsten auf Stühlen, die fürstlichen Damen in der Mittelloge; aus einer Seitenloge, sodaß die Fürsten ihn sehen konnten, blickte Wielands greißes Haupt mit dem Sammetkappchen auf dem Scheitel. Der Tod Cäsars von Voltaire wurde gegeben. „Sehr brav wurde Cäsar von St. Prix, hinreißend schön Brutus von Talma gespielt.“ (Journal des Luxus usw.) „Es verdient wohl aufgezeichnet zu werden in den Annalen des Theaters — schreibt das Prachtwerk —, daß auf derselben Bühne, wo die Meisterwerke von Goethe und Schiller zuerst gegeben wurden, jetzt die ersten tragischen Künstler in hoher Vollkommenheit die in engeren Schranken sich bewegende französische Tragödie darstellten.“ Das Faktum war ja schmerzlich, aber „die engeren Schranken“ retten doch die Überlegenheit der deutschen Meisterwerke. Unbeschreiblich war der Eindruck des Spiels vor dieser glänzenden Versammlung. Bei der Stelle, als Cäsar dem Antonius antwortet: Über den unterworfenen Erdbreis laß uns regieren ohne Gewalttat! war es, als ob ein

elektrischer Funke mächtig alle Zuschauer durchzuckte. Freilich war es „der Tod Cäsars“, den Napoleon, eine eigentümliche Wahl, hier geben ließ. Er hat selbst darüber nach der Vorstellung zu der Herzogin Luise gesagt: *Étrange pièce de César. Pièce républicaine! J'espère, que cela ne fera aucun effet ici.* Aber was sich der moderne Cäsar bei dieser Wahl denken mochte, läßt seine Bemerkung an Wieland durchblicken: Cäsar würde der größte Kopf in der Weltgeschichte sein, wenn er nicht einen ganz unverzeihlichen Fehler gemacht hätte. Er kannte nämlich längst die Menschen, die ihn auf die Seite schaffen wollten, und so hätte er sie auf die Seite schaffen müssen.

Bei dem Ball im großen Saale des Schlosses hat sich Napoleon, während Alexander schön und flott bis drei Uhr tanzte, wieder mit Goethe unterhalten, hat Wieland vermißt, der wegen seines hohen Alters solche Feste mied, und ihn rufen lassen. Er kam um halb elf Uhr in seinem gewöhnlichen, sehr einfachen, aber immer anständigen Anzug, und bis gegen zwölf Uhr habe, wie er meint, Napoleon mit ihm gesprochen — das wäre doch außerordentlich lang und begreiflich, daß dem alten Herrn das Stehen schwer wurde, und er schließlich hat, ihn zu entlassen, „was sich wohl schwerlich ein anderer Deutscher oder Franzose unterstanden hätte“. Napoleon nahm es aber freundlich auf und sagte: *Allez done, allez, bon soir!* Ich denke, daß Wieland in dem Gespräch über Cäsar, die glücklichste Zeit der Menschengeschichte — danach hatte Napoleon auch schon Johannes Müller in Berlin gefragt —, das Griechentum, Tacitus, das Christentum usw. gut bestanden hat. Er rühmt an Napoleon die Gabe, einen Menschen auf den ersten Blick zu durchschauen, aber Wieland hat jenen auch durchschaut. „Er sah, daß ich, meiner leidigen Celebrität zu trotz, ein schlichter, anspruchsloser alter Mann war, und da er, wie es schien, auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher sein konnte, seine Absicht zu erreichen. In meinem Leben habe ich keinen einfacheren, ruhigeren, sanfteren und anspruchsloseren Menschensohn gesehen. Er unterhielt sich mit mir wie ein alter Bekannter mit feinesgleichen.“ Das erinnert an Goethes Wort: „er ließ mich gleichsam gelten“, und spricht für Napoleons Klugheit. Daß aber seine Absicht, die deutschen Geistesheroen zu ehren, nicht ohne Berechnung gewesen ist, hat doch vielleicht Wieland mehr als Goethe herausgeföhlt. Es sei hier gleich berichtet, daß auch Wieland, wie schon Goethe, in Erfurt war und auf Einladung hin dem Herrscher am 10. Oktober mit vielen andern beim Frühstück aufgewartet hat. In köstlicher Weise schildert unser Satiriker in einem Brief an die verwitwete Fürstin von Wied den Hergang, namentlich mit einer Empfindung für die doch wohl seltsame kaiserliche Gewohnheit, solche Empfänge bei seinem Frühstück abzumachen.

„Montag Morgens erhielt ich eine Invitazion, mich um halb 10 Uhr nach Hof zu verfügen, um Se. Majestät frühstücken zu sehen. Ich stellte mich zur rechten Zeit ein, und das Vorzimmer füllte sich in Kurzem mit teutschen und französischen Altesfen, Exzellenzen und cordons de toute couleur; welche alle

eingeladen waren, diesem kaiserlichen Monodrama (dem Dejeuné nämlich) entweder als Zuschauer beizuwohnen, oder unmittelbar vor demselben eine Audienz zu erhalten. Wir wurden aber abvertirt, beide Kaiser befänden sich im Kabinet des französischen in Konferenz. Der Punkt, worüber sie einig werden sollten, schien Schwierigkeiten zu finden, die man nicht erwartet hatte. Kurz wir antichambrierten samt und sonders, ein Paar schöne Herzoginnen von Württemberg so gut wie wir andere, bis 12 Uhr, ohne daß die Thore des Paradieses aufgehen wollten.

Um halb 1 Uhr ward ich endlich mit ein paar andern, mir Unbekannten, in das Kabinet herein gewinkt. Seine Majestät saßen in der Mitte des Zimmers, an einer kleinen, mit fünf oder sechs Schüsseln besetzten table-ronde, allein versteht sich, und ließen sich ein dejeuné à la fourchette, welches für ein Mittagsmahl gelten konnte, mit einem ihrem vermuthlichen Hunger proportionirten Appetit belieben. Hastiger kann wohl kein getulischer Löwe, der seit drei Tagen gefastet hat, sein Dejeuné verzehren. Dazwischen wurden ebenso hastig ein halb Duzend Gläser Wein, halb mit Wasser vermischt, ausgeleert. Wir andern homunciones, etwa sechs an der Zahl, standen im Kreise um die Tafel herum, und der Kaiser, der (entre nous) ganz andere Dinge im Kopfe zu haben, und nicht bei ganz sonderlicher Laune zu sein schien, adressirte von Zeit zu Zeit bald an diesen, bald an jenen, an mich vier oder fünf mal, eine unbedeutende kurze Frage. — Ich hatte nötig die anderthalbstündige Konversation unter vier Augen, womit Napoleon mich am letzten Donnerstage begünstigt hatte, in mein Gedächtniß zu rufen, um mich in der gehörigen Stimmung und Unbefangenheit zu erhalten, — zumal da der gesegnete Appetit des Kaisers auch den meinigen nicht wenig stimulirt hatte. Ich würde indessen nicht die Wahrheit sagen, wenn ich sagte, daß er nicht so freundlich und graziös gegen mich gewesen wäre, als ich es in diesem Augenblick nur wünschen konnte.“

Daran schließt sich die Mitteilung über die Verleihung des Ordens der Ehrenlegion, worüber sich Wieland und vielleicht noch mehr Goethe gefreut hat, doch muß man sagen, daß Goethe in seinem Dankschreiben dafür seiner Bewunderung für Napoleon einen für die damalige Hofmannssprache sehr einfachen, charakteristischen und würdigen Ausdruck gegeben hat.

Über das Antichambrieren in Erfurt, das auch sie mit Höherstehenden zu erdulden hatte, spricht sich Herzogin Luise, von Napoleon am 9. Oktober zur Tafel geladen, satirisch genug aus, ferner über die geradezu lächerliche Auszeichnung Jérômes und seiner Gemahlin, die allein auf erhöhten Sesseln in der Theaterloge zu Erfurt sitzen durften, es sei auch zu sonderbar, diesen König von „seinem Reiche“ sprechen zu hören; auch erzählt Henriette von Knebel von der Unart des sonst freundlichen Napoleon, der zu der Herzogin bei der Tafel sagt: Aber trinken Sie doch, ich möchte Sie gern Unsinn schwätzen hören. Es klingt im Französischen allerdings nicht so derb.

Nun noch zwei Ballgespräche Napoleons in Weimar. Müller erzählt, daß es dem Kaiser nicht sonderlich gelungen sei, durch wenige Worte den Damen,

die er ansprach, Aufmerksamkeit zu bezeigen. Manche Äußerungen konnten schroff erscheinen. Eine einzige Dame, Frau Präsident von der Recke, machte eine Ausnahme; als er hörte, daß sie aus Erfurt sei, sagte er ihr: Ich hätte nicht geglaubt, daß es in Erfurt so schöne Frauen gibt. Aber sind Sie denn auch eine geborne Erfurterin? — Nein, Sire, ich bin zu Stettin geboren! — Also Preuzin? — Ja, Sire, Preuzin von Herz und Seele! — Gut, man muß seinem Vaterland anhängen! Und mit verbindlichem Gruß wandte er sich ab. Henriette von Knebel erzählt sein Gespräch mit der Oberstin Egloffstein: Sie stand da mit Frau von Spiegel, die er fragte: Tanzen die Damen? Frau von Spiegel antwortet: Was mich betrifft, Sire, ja, aber Frau von Egloffstein tanzt nicht (weil sie nämlich guter Hoffnung ist). Darauf fragt er Frau von Egloffstein: Woher sind Sie? — Aus dem Elsaß, eine geborne Waldner. Er: Waldner, ich erinnere mich des Namens, Rapp hat ihn mir genannt. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie so alt sind. Sie dürften doch nicht über die Zwanziger sein? Sie: Ich habe sie hinter mir. Er: Ach, jetzt sehe ich, was Sie so alt macht. Und so ging er weiter. Erst unhöflich und dann französisch ungeniert. Das Gespräch mit Frau von der Recke wurde als Ausnahme gekennzeichnet, das zweite wäre demnach die Regel.

Am 7. Oktober fand der Ausflug nach Jena statt. Die ganze Gesellschaft der Herren brach um 3 Uhr zu Wagen auf und kam um 10 Uhr auf dem Landgrafenberg an, wo eine große schaulustige Menge sie grüßte mit: Es leben die Kaiser! Auf dem Windknollen, „jetzt Napoleonsberg genannt“, hatte der Herzog einen dorischen Tempel errichten lassen, Hofrat Eichstädt hatte die lateinische Inschrift verfaßt: Praesentes divos usw., deutsch:

Mächtige — oder göttliche — Herrscher hat jetzt das alte Thüringen vereinet.
Neue Liebe wird nun einen die staunende Welt.

Napoleon betrat trotz wiederholter Einladung den Tempel nicht, aus Furcht vor einem Attentat, wie man sagt. Karl August übergibt ihm — wie eine Abbildung im Prachtwerk darstellt — einen Plan der Umgegend, Napoleon zeigt Alexander die Gegend, dann geht es hinab auf das Plateau, wo Napoleon 1806 bivakirierte, hier sind Zelte errichtet, ein Frühstück wird eingenommen, Deputationen der Universität und der Stadt Jena werden empfangen. Napoleon hat infolge deren 300 000 Franken Entschädigungen verwilligt, 194 000 zum Wiederaufbau der zwanzig abgebrannten Häuser, 40 000 für Lazarettkosten, 24 000 für die katholische Kirche, 1200 für die evangelische, 8000 für den Pfarrer Putzke in Wenigenjena usw., ferner der katholischen Kirche das Gut Mohrenthal, der Universität eine Domäne, genannt Wiese im Leidenstock in der Grafschaft Blankenhain. Das Nähere darüber ist nach dem Jenaer Stadtarchiv von Ernst Devrient ausführlich geschildert in dem Katalog der Hundertjahrausstellung 1806, interessant insbesondere, wie nach vielen Verhandlungen endlich im Dezember 1810 die Jenaer Bürger Beyer und Heydenreich das Geld in

Mainz holen und in vierzehn versiegelten Fässern auf einem Wagen nach Weimar bringen.

Nach dem Frühstück stiegen die Herren zu Pferde und ritten, um das Schlachtfeld zu sehn, über Rospeda, Vierzehnheiligen, Krippendorf. „Jetzt begaben sich die hohen Herrschaften, so heißt's in dem Prachtwerk, entfernt von diesem Kampfplatz in die Gegend von Apolda, wo abermals eine große Jagd gehalten wurde, nach deren Ende die Kaiser nachmittags 3 Uhr in Weimar eintrafen, vor dem Erfurter Tore die Pferde wechselten und die Rückfahrt nach Erfurt sogleich fortsetzten.“ Soll durch diese Fassung das Jagdfeld von dem Schlachtfelde getrennt erscheinen? Ihre Majestäten, heißt es in einer französischen Niederschrift, schossen 731 Hasen.*) Das ist eine sehr große Jagd, und es war doch die Gegend, wohin sich die Flucht der Besiegten mit erstreckt hatte. Allerdings findet sich in gleichzeitigen Niederschriften kaum eine Äußerung des Unwillens über diese Hasenjagd, der uns doch so natürlich erscheint. Selbst bei der Herzogin und in Müfflings Erinnerungen nicht. Nur Henriette von Knebel schreibt am 1. Oktober: „Am 7. wird in der Nähe von Sena Hasenjagd gehalten. Goethe, heißt es, will den Napoleonsberg dekorieren lassen. Die Beute sind hier gar nicht so feindselig gesinnt, sie sind ganz erstaunlich glücklich und freuen sich alle außerordentlich.“ Erst in den weit spätern Aufzeichnungen von Luise Seidler findet man die Bemerkung: „Der 7. Oktober sah denn die berühmte Veranstaltung Napoleons: die Hasenjagd der hohen Potentaten auf dem Schlachtfeld von Sena. Die rohe Ironie dieser Hasenjagd fühlte der edle Karl August aufs tiefste, er schätzte Unwohlsein vor, um ihr nicht beizuhohnen zu müssen.“ Ähnlich Eduard Genast, der es eine Perfidie nennt. Aber Karl August hat offenbar der Jagd beigewohnt, er konnte als Gastgeber gar nicht, auch nicht wegen Unwohlseins fernbleiben. Vielleicht hat auch er eine ebenso starke Empörung wie wir nicht empfunden, obwohl ihm als preussischem General die Sache nicht gleichgiltig gewesen sein mag. Aber es war, wie aus Müfflings Verabredung mit Duroc hervorgeht, nicht sein Gedanke gewesen, sondern Napoleons ausdrücklicher Wunsch, den er nicht wohl hatte abschlagen können.

Im Anschluß hieran einige Bemerkungen vom nationalen Standpunkt aus. Daß man in jenen Tagen nicht mehr patriotische Gesinnung wahrnimmt, hat verschiedene Gründe. Schiller, der Herold begeisterter Vaterlandsliebe, der in der Jungfrau von Orleans und im Tell so kräftige Töne nationalen Ehrgefühls an-

*) Napoleon hat sich auch hier nicht als Schütze ausgezeichnet. Müffling berichtet, daß der Prinz von Neuchâtel als grand veneur bei Anordnung der Jagd darauf bestanden habe, daß für die Schützen tiefe Löcher ausgegraben würden. Das geschah — und aus guten Gründen. Napoleon und Alexander standen nebeneinander, die französischen Marschälle rechts und links. Als der erste Hase kam, wurden sämtliche Marschälle in ihren tiefen Löchern unsichtbar, denn Napoleon schoß rücksichtslos auf die Stützen seines Reiches, die Hasen und die Treiber. Als nach der Jagd die Gewehre eingepackt wurden und Müffling dem Prinzen von Neuchâtel auf seine Frage erwidern konnte, daß man keine Verwundeten habe, rief er: Dieu merci!

geschlagen hatte, war seit drei Jahren nicht mehr unter den Lebenden. Ein deutsches Nationalgefühl gab es im Volke so gut wie gar nicht, denn es gab kein politisches Deutschland. Bittere Bemerkungen über Napoleon, wie man sie bei Henriette von Knebel findet, werden wohl viele gemacht haben, Karl August selbst soll darin vorangegangen sein. Aber man mußte sich infolge der französischen Spionage hüten, sie laut werden zu lassen oder niederzuschreiben. Aber wer wagte wohl, an eine baldige Befreiung zu denken? Wer, außer den verschwornen preußischen Offizieren, die Napoleon hier am Theater oder am Webicht aufgelauret haben sollen? Diese Überlieferungen von Müller und Müßling*) sind dunkel und romanhaft. Und das wären eben Preußen gewesen. In den Rheinbundstaaten, zu denen Weimar gehörte, kann man solche Hoffnungen nicht voraussetzen. In Weimar hat sogar noch am 21. Februar 1813 der Minister von Voigt geschrieben: „Der Aufruf in Berlin, der mit französischer Autorität ergangen (vom 3. Februar, der, ohne noch den Feind zu nennen, zur Bildung eines freiwilligen Jägerkorps aufforderte), hat alles entflammt. Die ganze Akademie und Subalternen sind marschiert, alles will dem König beistehen gegen seine nordischen Feinde“ — nämlich die Russen! So sehr hielt sich Voigt an die Miene des offiziell noch mit Frankreich verbundnen Preußen, so wenig achtete er auf die Stimmung des Volkes. Ein Mann in Weimar, der am meisten noch seine deutsche Gesinnung festgehalten und bekundet hat, ist gewiß Johannes Falk gewesen. Unmittelbar vor der Jenaer Schlacht noch hatte er in seiner Zeitschrift *Clypeus* und *Tartarus* flammende Worte gesprochen über Palms Ermordung: Nur tot ist, wem tot ist für Freiheit das Herz! hatte von Deutschlands Auferstehung geredet und sehr praktische Vorschläge gemacht über ein Volksherr an Stelle der preußischen Landesarmee. Nach der Schlacht wurde seine Zeitschrift durch die Behörde verboten, es könne ihm sonst ähnlich wie Palm gehen. Und da schob Falk die noch vorhandenen Exemplare der Zeitschrift in einem Kasten unter sein Bett und — versteckte sich nicht etwa — sondern ging hinaus in die geplünderte Stadt und leistete ihr mannhaft seine

*) Müller schreibt nach der Schilderung des Theaterabends in Weimar am 6. Oktober, man habe lange nachher erfahren, daß damals eine kleine Anzahl verwegener preußischer Offiziere sich verschworen hatte, Napoleon bei seinem Heraustrreten aus dem Theater zu erschließen. Einer der Verschwornen blieb aber im letzten Augenblick aus. „Sei es, daß dieser Umstand die übrigen abschreckte, sei es, daß sie Neue empfanden, genug, das Vorhaben unterblieb. Welche Verwirrung, welche Greuel das Gelingen so grausiger Tat unmittelbar und zunächst für Weimar nach sich gezogen hätte, ist kaum zu ermessen.“ Müßling erwähnt: „Unter den Neugierigen, die am 7. Oktober die von Jena zurückkehrenden Fürsten am Webicht bei Weimar erwarteten, waren zwei Preußen auf guten Pferden und in Mäntel gehüllt, darunter sie Musketoens verborgen hatten, um Napoleons Leben ein Ende zu machen. Er kam im offenen Wagen, aber wer saß neben ihm? Prinz Wilhelm von Preußen, der Bruder ihres Königs. Da verfiel den Preußen der Arm den Dienst.“ Daß der preußische Prinz damals wirklich neben Napoleon gesessen habe, ist sehr unwahrscheinlich. Das Prachtwerk erwähnt ihn gar nicht unter den Teilnehmern der Fahrt nach Jena.

schätzenswerten Dienste. Einem solchen Mann hat gewiß auch 1808 angesichts des Zwingherrn ein deutsches Herz in der Brust geschlagen.

Und nun die Huldigungen, die man auch hier Napoleon dargebracht hat? Ein gut Teil davon ist auf Rechnung der Sehnsucht nach dauerndem Frieden zu setzen, den man ja gerade von dem Kongreß erwartete. Ergreifend und schwungvoll schreibt Voigt am 1. Oktober 1808 darüber an Müller nach Erfurt: „Der Wiener Hof will sicher auch den Frieden, so läßt sich für Deutschland endlich, endlich Ruhe erwarten. Welche Ruhmeskrone würde alsdann hinreichen, um den großen Napoleon zu krönen! Alsdann sollen sich alle Musen für ihn in Bewegung setzen, *Alto* obenan, die sein Heldenschwert besingt!“ Und die Huldigungen Weimars stechen doch alle ab von andern ähnlichen. In Dresden hatte 1807 ein Huldigungsgedicht in Byzantinismus geradezu geschwelgt, die Leipziger Universität hatte Napoleon eine Sternkarte nachgeschickt, auf der den Sternen im Gürtel des Orion der Name Napoleonssterne beigelegt war, und in der lateinischen Adresse der Erfurter Universität heißt es: *Stauunst du Italien an, das einen Cäsar hervorbrachte, stauunst du Deutschland an, das einen Karl den Großen gebar, jetzt stauune über Korsika, das Napoleon, den Größten, den die Welt je gesehn, erzeugte usw.* Die Schrift „Erfurt in seinem höchsten Glanz“ sagt, daß damit der Monarch ebenso edel als geistvoll gefeiert werde. Die Adresse der Stadt Erfurt ist sogar gewidmet „dem heiligen Namen Napoleon, der alles in sich faßt, was das Menschengeschlecht erhält, schützt und ihm hilft“. Das klingt doch schier blasphemisch. Edel und geistvoll erscheint uns in diesen Adressen nichts, maßlos und ungeheuerlich sind sie — gewiß auch nach dem Urteil der heutigen Erfurter. Übrigens ist zu berücksichtigen, daß Erfurt ohne deutschen Landesherrn war und unmittelbar unter Napoleon stand. Aber was in Weimar geboten wurde, war nicht nur, wie sogar der Erfurter Bewunderer zugibt, mit Geschmack veranstaltet, sondern maßvoll und würdig. Das kann man auch von dem Prachtwerk sagen, das ja in höfischem Stil geschrieben ist, aber doch Schönes bietet, wie namentlich das Blatt mit den Bildnissen der Monarchen. Die Männer, die das Maß und die Würde in der Schule der Alten gelernt hatten, sind doch hervorragende Erzieher des deutschen Volkes gewesen, das sich auf sich selbst besonnen und seine Kraft wieder entdeckt hat. Würdig und maßvoll ist vor allem die für den Obelisk geplante Inschrift Voigts: *Adventum imperatorum, regum, principum, faustissimum adlictæ solamen patriæ memoriæ dignum aeternæ hic signavit Carolus Augustus Saxonum dux.* Hier steht zunächst nicht der Name Napoleons allein, sondern die beiden Kaiser werden begrüßt, ja die so gering geachteten deutschen Könige und Fürsten sind in einem Satz mit ihnen genannt. Und dann liest man hier das traute Wort Vaterland, „das gebeugte Vaterland“, und der Kongreß wird ein verheißungsvoller Trost für das Vaterland genannt, eine Verheißung des Friedens will man darin sehen und weiter nichts. Die Erhebung in Deutschland 1813 ist zunächst eine preußische Tat gewesen, das übrige Deutschland wurde erst nach

und nach mitgerissen. Aber diese Tat wurde doch mit Recht als eine deutsche Leistung empfunden. Ob man mehr der preußischen Politik oder mehr dem deutschen Patriotismus zu verdanken habe, dieser Streit ist müßig. Der Erfolg wäre jedenfalls ohne einen der beiden Faktoren nicht denkbar gewesen: das Emporkommen des soldatischen Preußens und die Kraft deutschen Geisteslebens. Und beides sehen wir vereinigt in dem Manne, den Weimar mit Stolz den seinen nennt, der preußischer General gewesen war und Schirmherr deutscher Dichter und Denker, Herzog Karl August.

Sein Denkmal steht heute auf dem Plage, wo 1808 der Obelisk in Holz errichtet wurde, den man doch nicht in Stein verewigt hat, und das ist gut so. Und eine hohe Genugtuung und Freude ist es für jedes deutsche Herz, daß sich auf dem Ettersberg, wo jenseits der Napoleonstein mit der Jahreszahl 1808 am Baume lehnt, diesseits ein Bismarckturm erhebt, weit hinaus ins deutsche Vaterland blickend, wo allenthalben das Bewußtsein für deutsche Ehre und Größe erwacht ist.



Johann Friedrich von Schulte



ei mehreren Anlässen ist des tragischen Geschicks Döllingers gedacht worden, der, von gleichgesinnten Freunden unterstützt und von Zeitströmungen und Ereignissen begünstigt, beinahe vierzig Jahre lang mit Erfolg daran gearbeitet hat, die deutschen Katholiken an den römischen Stuhl zu fetten, und dann sich beinahe dreißig Jahre lang vergebens abgemüht hat, die von ihm geschmiedete Fessel wieder zu lösen. Das Geschick seines Mitkämpfers Schulte, des Schöpfers der altkatholischen Synodal- und Gemeindeordnung, erscheint mir beinahe noch tragischer; denn er ist, wie ich erst aus dem vorliegenden Buche*) erfahre, in seiner Jugend noch weit päpstlicher gesinnt gewesen als Döllinger, die Altkatholikengemeinschaft aber, deren Organisator er gewesen ist, erweist sich zwar bis heute für einige tausend religiös gesinnte nicht ultramontane Katholiken als eine Wohltat, hat jedoch das Ziel, das Schulte und seine Mitarbeiter im Auge hatten, verfehlt.

Schulte wurde 1827 als Sohn eines westfälischen Arztes geboren, vollendete unter mancherlei Schwierigkeiten und Hindernissen seine juristischen Studien in Berlin, arbeitete dort als Auskultator, als Referendar dann in Fredeburg und Bonn, wo er sich im Dezember 1853 als Privatdozent habilitierte, und ließ sich im März 1854 auf zwei Monate beurlauben, um — in Rom vom Papste die Erlaubnis zur Gründung eines militärischen Ordens zu erlangen, der als

*) Lebenserinnerungen. Mein Wirken als Rechtslehrer, mein Anteil an der Politik in Kirche und Staat von Dr. Joh. Friedrich von Schulte. Mit dem Porträt des Verfassers in Photogravüre und Facsimile. Siehen, Emil Roth, 1908.